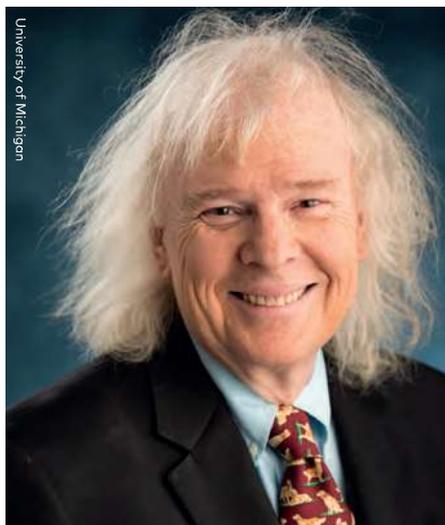


»Mein Buch ist ein Anti-Heimat-Buch«

Interview mit dem US-amerikanischen Soziologen und Politikwissenschaftler **Andrei S. Markovits** über sein Verhältnis zu den USA und zu Deutschland und über seine im Neofelis-Verlag erschienene Autobiografie *Der Pass mein Zuhause. Aufgefangen in Wurzellosigkeit*



Konkret: Im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe wird der berühmte Psalm zitiert: »An den Strömen von Babel, da saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten.« Diese jüdische Tradition ist für Sie ja gerade nicht konstituierend. Sie fühlen sich im Gegenteil wohl in der Diaspora, in einem Nicht-zu-Hause-Sein.

Andrei S. Markovits: Ja, der Verfasser des Vorworts, Michael Ignatieff, meint, dass mein Buch ein Konter-Narrativ zur jüdischen Literatur sei und zu von Juden geschriebenen Memoiren, die eigentlich immer etwas nachhängen würden, traurig seien und einen Verlust beklagten. Ich bin nicht genug Literaturwissenschaftler, um entscheiden zu können, ob das stimmt.

Letztlich sagen Sie: Wir brauchen ein Zuhause, aber wir brauchen keine Heimat.

Genau. Da ist die deutsche Sprache sehr reich. Es gibt einen Unterschied zwischen

Zuhause und Heimat. Mein Buch ist ein Anti-Heimat-Buch. Es geht darum, dass mir der Pass und Amerika, nicht unbedingt das konkrete und gesamte Amerika, sondern eben ein selektives Amerika, wie die Hippy-Bewegung, die von mir so heiß geliebte englische Sprache besonders in ihrer amerikanischen Provenienz und das reale, aber auch das imaginäre New York ein Zuhause wurden.

Warum die USA?

Das ist eine Zweite-Weltkrieg-Story. Es ist die Geschichte einer bestimmten Schicht der mitteleuropäischen Juden, der mein Vater angehörte. Für ihn war – besonders nach dem zweiten Weltkrieg – die anglo-amerikanische Welt ein Sehnsuchtsort. Und mein Vater hat dabei nicht unterschieden zwischen Kanada, den USA und Großbritannien. Das war alles irgendwie dasselbe. Seine eigene Welt, Mitteleuropa, war für ihn ein furchtbarer Ort. Und die Sowjetunion war zum einen aufgrund des Kommunismus indiskutabel, zum anderen wegen der Markovits'schen Theorie der internationalen Beziehungen in Europa, nach der man alle seine Nachbarn hasst, aber die, die sich östlich von einem befinden, verachtet. Für meinen Vater war bereits alles, was in Wien östlich der Landstraßer Hauptstraße lag, irgendwie Asien und minderwertig. Das hatte Metternich ja schon gesagt. Und mit dieser Vorstellung bin ich aufgewachsen. Bei uns zuhause in Timisoara wurde kaum angesprochen, dass die Deutschen unserer Familie ein furchtbares Verbrechen angetan hatten. Es gab ja nur Bach und Beethoven, Goethe und Schiller. Aber die Üblen waren die Russen, die alles stehlen und vergewaltigen würden und einfach unmenschlich wären. Dabei war es die Rote Armee, die meinen Vater und meine Mutter vor dem sicheren Tod durch die Deutschen gerettet hatte. Man müsste also annehmen,

dass sie der Roten Armee dankbar gewesen wären, aber sie haben sie verachtet. Deshalb gab es für meinen Vater keine Alternative zu den USA. Europa war nicht mehr möglich. Zugleich war er kulturell zu sehr dort verankert, als dass er noch hätte in den USA leben und reüssieren können. Er war ein alter kanakischer Mann, für den die USA letztlich eine geliebte, aber unrealisierbare Phantasie blieben.

Im Buch erzähle ich, wie mein Vater und ich am 4. Juli 1954 das WM-Finale zwischen Deutschland und Ungarn am Radio verfolgten. Ich fürchtete, mein Vater wäre furchtbar enttäuscht, weil die Ungarn verloren hatten. Aber das war er nicht. Für ihn war es ein Spiel zwischen zwei furchtbaren Nationen, die uns Juden schlimme Dinge angetan hatten. Das einzig wichtige, sagte er zu mir nach dem Spiel, sei der Fourth of July – das hat er auf Englisch gesagt – der Geburtstag der USA, die uns einmal in ferner Zukunft und mit Gottes Hilfe Gutes bringen würden.

Als wir 1960 endlich in die »goldene Medine«, um es auf Jiddisch zu sagen, also ins goldene Land kamen – das war für meinen Vater nicht Israel, sondern Amerika –, war die Erfahrung leider alles andere als golden für ihn – im krassen Gegensatz zu mir, der sich bereits als 11-jähriger Bub sofort in dieses Land und vor allem in New York verliebte. Mein Vater entschied sich, nach Wien zurückzugehen. Für mich war das ein furchtbarer Schlag, aber mein Vater und ich machten einen Deal: Ich durfte jeden Sommer in New York verbringen, musste aber in Wien in die Schule gehen. Mein Vater hat dann eine sehr schöne Karriere in Wien aufgebaut. Aber auf dem Totenbett hat er gesagt, dass er versagt habe, weil er Amerika nicht bewältigt habe. Darauf, dass ich es bewältigt hatte, war er nicht nur stolz, sondern er war auch davon

erfüllt, dass nach all den Jahrzehnten die Familie Markovits endlich geborgen war, was es für uns in Europa niemals gegeben hatte oder geben würde.

Daher war es für ihn auch so schrecklich, als man ihm bei seinem letzten USA-Besuch die Green Card wegnahm. Der Zweck dieser Karte war, dass man irgendwann amerikanischer Staatsbürger wird. Mein Vater bekam diese Karte 1960, und bis 1990 hat er sie quasi als jährliches Einreisevisum in die USA verwendet. Im März 1990 holte ich ihn in Boston vom Flughafen ab und er weinte: »Sie haben mir die grüne Karte weggenommen. Und sie haben gesagt, es sei evident, dass ich hier nie leben wolle. Ich sei österreichischer Staatsbürger. Ich könne doch einfach mit einem Touristenvisum kommen. Das sei doch kein Problem.« Ich habe ihn zwei Wochen lang deshalb trösten müssen. Das hat ihn total zerstört.

Gibt es noch andere Gründe dafür, dass ausgerechnet die USA Ihr Zuhause wurden?

Natürlich. Zum einen habe ich mich in New York zum ersten Mal als Jude wohlfühlt. Das habe ich weder in Rumänien noch in Österreich. Eigentlich wurde ich in New York zu einem osteuropäischen Juden. Ich lernte Jiddisch und wurde heimisch in der jüdischen Kultur Osteuropas, die ich in Osteuropa nicht kannte, weil mir dort nur die deutsch-jüdische Kultur geboten wurde. Für meinen Vater war das Ostjudentum minderwertig. Jiddisch hat er nur als Jargon bezeichnet. Wir haben uns unglaublich gestritten, nachdem ich an der Columbia gelernt hatte, dass Jiddisch eine richtige Sprache ist. Nein, das sei ein Jargon, den diese Ostjuden sprechen. Natürlich war mein Vater auch ein Ostjude, aber nicht aus dem Osten (Polen, Ukraine, Baltikum, Russland), den die ungarischen Juden – von den deutschen »Jekkes« ganz zu schweigen – so verachteten. Wiederum ein Beispiel der Markovits'schen Theorie innereuropäischer Beziehungen.

Unser Dienstmädchen in Timisoara, ein ungarisches Bauernmädchen, hat mich einmal beim Wäscheaufhängen mit einem Jungen Rumänisch sprechen hören und auf Ungarisch zu mir gesagt: »Sprich nicht Rumänisch.« Ich fragte: »Warum?« »Weil Rumänisch eine böse Sprache ist.« Meine Mutter etwa war genauso stolz auf ihre Unkenntnis der rumänischen Sprache wie auf ihr wirklich hervorragendes Deutsch.

Ich wurde also in New York zum osteuropäischen Juden, das heißt, Amerika war eine Erlösung für mein Jüdischsein. Aber mit Amerika verbindet mich viel mehr. Allem voran die Columbia University mit ihren brillanten Professoren und ihrer Studentenrevolte im April 1968, Rock'n'Roll, Blues, Jazz, amerikanische Literatur, Film und die New Yorker Upper West Side. Das ist ein sehr liberales Amerika. Die Erfahrungen, die ich in Amerika machte, waren die der Öffnung:

von Wissen, Denken, politischen Bewegungen. Columbia war das Anti-Theresianum, New York war das Anti-Wien.

Es war vermutlich auch ein kulturell sehr jüdisch geprägtes Leben, das es in Europa nicht mehr geben konnte.

Ja. Das geht mir in Europa immer ab. Für mich bleibt Amerika, trotz seines sehr präsenten und jetzt wachsenden Antisemitismus, stets jüdisch kodiert. Ich fühle mich in jeder geographischen und sozialen Situation Amerikas voll zu Hause und geborgen, was ich in Europa niemals tue, obwohl der öffentliche Raum dort objektiv viel sicherer als in den USA ist. Im Gegensatz zu Amerika fühle ich mich in Europa nur unter Freunden, Kollegen und Bekannten wohl, niemals allein im Zug oder im Bus oder auf der Straße.

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Deutschland beschreiben?

Ich habe großen Respekt für die Bundesrepublik. Für mich ist, was die Bundesrepublik kriert hat, etwas sehr Beruhigendes



»Er war ein alter kakanischer Mann«:
Andrei S. Markovits mit seinem Vater

und Gutes. Mein Freundeskreis in Deutschland ist für mich das Ergebnis der liberalen Demokratie der Bundesrepublik Deutschland und mit der fühle ich mich wohl. Womit ich mich nicht wohlfühle, ist alles, was deutsch kodiert ist.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass die Bundesrepublik in ihrem Umgang mit der Vergangenheit sich immer noch besser geschlagen hat als alle anderen Staaten.

Das ist auch so. Um vieles besser als die DDR und Österreich, um bei den staatlichen Nachkommen der NS-Diktatur zu bleiben. Besser auch als Japan, und man könnte argumentieren, besser gar als die USA und Kanada und Australien, was deren Verbrechen gegen die Urbevölkerung dieser Gebiete betrifft. Es ist letztlich nicht die Quantität der Restitution ausschlaggebend, sondern die Qualität einer kollektiven Buße. Für mich wird

die Bundesrepublik nicht einmal annähernd die Verbrechen der Deutschen an den Juden wiedergutmachen. Niemals! Aber das heißt nicht, dass ich die kollektive Reue der Bundesrepublik nicht schätzen kann. Die Frage ist, ob diese Reue auch mit weiteren Generationen erhalten bleibt. Da habe ich zunehmend meine Zweifel.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass von Deutschland deshalb im letzten Jahrhundert so enorme Gefahr ausging, weil machtpolitischer Anspruch und Realität hier besonders weit auseinander lagen.

Genau! Die deutsche Geschichte ist durch eine Inkongruenz zwischen Staats- und Nationskonstruktion gekennzeichnet. Als dann 1871 das zweite Reich entstand, entwickelte Deutschland einen immensen Machtneid und fühlte sich nicht als einer der Big Boys der Weltpolitik, was verheerende Konsequenzen für die Geschichte Europas und der Welt hatte. Nach 1945 hatte die Bundesrepublik noch immer ein Machtproblem, aber diesmal nicht aufgrund von Neid, sondern wegen eines weitgehenden außenpolitischen Machtverzichts. Ich glaube, dass da die Zeitenwende nichts ändert, weil im Gegensatz zu der Geschichte vor 1945, gegenwärtig weder deutsche Eliten noch die deutsche Bevölkerung einem Machtneid huldigt oder sich in der Welt als nicht genügend respektiert betrachtet.

Stimmt es denn, dass die Bundesrepublik so ganz anders ist als das frühere Deutschland? Lässt sich zum Beispiel der von Ihnen in Ihrem konkret-texte-Band Amerika, dich haßt sich's besser beschriebene grassierende Antiamerikanismus befriedigend erklären, ohne die Rivalität mit den USA?

Das stimmt. Es ist aber quasi sotto voce, wie jetzt die Forderung gestellt wird, auch einer der Big Boys zu sein und ein Big Boy mit einem anderen Image – nicht so destruktiv wie früher – und vor allem ein Big Boy, der in zwei Staatenkollektive eingebunden ist: die NATO und die EU.

Hat sich am Antiamerikanismus bis heute etwas geändert?

Nein. Dieses Ressentiment ist stabil geblieben bei der Linken wie bei der Rechten. Den Antiamerikanismus gibt es eigentlich schon seit 1776 und genau mit denselben Charakteristika des »Damned if you do, damned if you don't«, wo alles und sein Gegenteil kritisiert wird: zu religiös, zu säkular; zu prude, zu sexbesessen; zu reaktionär, zu politically correct; zu archaisch, zu modern; diese Aufzählung ließe sich lange fortsetzen. Vor allem aber ist Amerika für viele europäische Intellektuelle nicht authentisch. Letztlich ist der Antiamerikanismus eines der ganz wenigen Vorurteile, zu denen man sich heutzutage offen bekennen beziehungsweise derer man sich sogar rühmen kann, weil man etwas gegen einen Starken sagt. ●